

Wissenschaftler, die – auf Initiative der Bertelsmannstiftung hin – sich der Orientierungskrise der pluralistischen Gesellschaft und der Suche nach orientierungsvermittelnden Institutionen widmen. Den spezifischen „orientierenden“ Beitrag der Kirche entwickelt Huber exemplarisch aus dem christlichen Konzept der „Freiheit aus dem Glauben“; ein Freiheitsverständnis mithin, das eben den kommunikativen und kooperativen Charakter von Freiheit zeigen kann angesichts der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungsdynamik, die es nötig macht, Individualität und Sozietät, Selbstbestimmung und Solidarität in neue Balance zu bringen. Reizvoll an diesem Buch ist besonders, daß der Autor beides zusammenbringt. Eine sprachmächtig vorgetragene „öffentliche“ Ekklesiologie auf hohem Niveau und die pragmatisch nüchterne Sichtweise des Bischofs in einem „gewöhnheits-atheistischen“ Umfeld, der in seiner Studie beispielsweise auch erkennbar geprägt ist von den Auseinandersetzungen um L-E-R in den Schulen von Berlin-Brandenburg. A. F.

Paul Weß: Einmütig. Gemeinsam entscheiden in Gemeinde und Kirche. Druck- und Verlagshaus Thaur, Thaur 1998. 549 S. 49,80 DM.

Der Autor wirkte 30 Jahre in der Pfarrgemeinde Machstraße in Wien. Dort wurde versucht, die „Visionen des Zweiten Vatikanischen Konzils“ in die Realität umzusetzen. Von dort her reflektiert Weß theologisch die tatsächlichen oder die ihm möglich erscheinenden Wege der Entscheidungsfindung in der Kirche.

Die Stärke des Buches liegt dort, wo es gegenwärtige Hindernisse gemeinsamer Entscheidungsfindung analysiert. Unter dem Stichwort „Hierokratie, Absolutismus“ ist die Kirche nach Weß einer Grundversuchung des Menschen erlegen, nämlich sein zu wollen wie Gott (37–46). In ungueter Inkulturation habe sich bereits die alte Kirche den Ordnungsmustern der

Gesellschaft angepaßt. Die Vorstellung, Gott verleihe den Amtsträgern göttliche Kräfte, sei die tiefere Grundlage der Papstdogmen des I. Vatikanums, dem der Unfehlbarkeit (45) und dem des Jurisdiktionsprimats (92). Sie sind auf dem Zweiten Vatikanum nicht korrigiert worden. Beides sei aber möglich gewesen. Das letzte Konzil habe die frühere Lehre von der absoluten Inerranz der Schrift mit dem Hinweis auf die menschliche Verfasserschaft der Hagiographen in der Begrenztheit ihres Wissens revidiert (45). Auch bei päpstlichen Definitionen sei mit beigemischten Irrtümern zu rechnen. Zum Jurisdiktionsprimat habe das Zweite Vatikanum zwar Neuansätze zu einer Communio-Theologie formuliert. Ihnen begegne aber die „Erläuternde Vorbeziehung“ zum Verständnis der hierarchischen Verfassung der Kirche. Hier und öfter überzeugt der Autor durch seinen klaren Blick auf die kirchliche Realität und durch seine deutliche, nicht gewundene Sprache. Weß geht jedoch über die Analyse hinaus. Er unterwirft sich der Notwendigkeit, in jedem Konfliktfeld zwischen These und Antithese eine Synthese zu setzen. Und hier läßt er sich eine schwere Last auf. Weß geht aus von schmerzlichen Erfahrungen bei dem Versuch, im Sinne des Zweiten Vatikanums auf Gemeindeebene Hierarchie und Communio zu versöhnen (110). Das Konzil kennt aber keine Communio als Alternative zur hierarchischen Struktur; die Kirche ist *communio hierarchica*. Kann die Praxis in einer überschaubaren Gemeinde Modell für die universale Kirchenstruktur sein? Wo bleibt die Rückbindung an die Realität, wenn Weß davon ausgeht, die Amtsträger gehörten der Gemeinde an, stünden ihr aber nicht gegenüber (322)? Was ist eine „prinzipiell“ egalitäre Communio? Es folgen Wünsche, die über das geltende Recht hinausgehen: Auf der Ebene der Weltkirche ist nach Weß neben der Entscheidung des Papstes auch die Zustimmung der anderen Bischöfe notwendig. Der Papst als Haupt stehe un-

ter dem Anspruch der Einmütigkeit mit dem Bischofskollegium und nicht über diesem (446). Bei den von Weß genannten Beispielen für kollegiale Entscheidungsfindung fehlen auf der Ebene der Weltkirche allerdings die Laien (456–458). Die Verbindungsglieder zu Bistum oder Weltkirche sind Priester/Bischöfe. Sie können ihre Sicht der Gemeinde oder der Teilkirche nicht durch ein Machtwort aufzwingen. Sie müssen vermitteln, ohne dabei überstimmt werden zu können (488–491). Dieses Buch ist hinsichtlich der Therapie kritisch zu lesen. Gerade die Geschlossenheit der Konzeption fordert ein Nachfragen heraus. Weß zeichnet in seinen Lösungsvorschlägen ein ideales, teilweise abgehobenes Bild von der Gemeinde. Bietet er wirklich eine Alternative zum pyramidalen Kirchenverständnis? Oder bleibt es trotz korrigierender Vorschläge zu einem guten Teil bei einer Neuumschreibung? Für wie wahrscheinlich hält Weß eine lehramtliche Akzeptanz seines Modells und seine strukturelle Umsetzung? Welche Indizien hat er dafür, daß sein Problembewußtsein seitens der römischen Autorität nachvollziehbar ist? Trotz der offen bleibenden Fragen ein außerordentlich lesenswertes und anregendes Buch. W. B.

Xavier Tilliette: Philosophische Christologie. Eine Hinführung. Johannes Verlag Einsiedeln, Freiburg 1998. 314 S. 42,- DM.

Der Jesusbilder sind viele, und es ist eine theologische Binsenweisheit, daß das Christusbild immer auch etwas über denjenigen verrät, der sich dieses macht. Wieso sollten sich Philosophen Christus nicht als „*summus philosophus*“ vorstellen dürfen, wie Spinoza es getan hat?

Daß es in der Philosophiegeschichte nicht nur die Vorstellung von Jesus als einem Weisheitslehrer gab, sondern die Beziehungen zwischen Philosophie und christologischer Reflexion äußerst vielfältig sind, ist die These des französi-

schen Religionsphilosophen Xavier Tilliette, die er reichlich mit Belegen versieht.

In einem „Heuristik“ betitelten ersten Teil mustert er die Verschiebungen, Überlagerungen und Verschachtelungen zwischen christologischer Philosophie und philosophischer Christologie in der Neuzeit und untersucht in einem zweiten großen Teil die Rezeption theologischer Motive in der modernen Philosophie: die Wirkungsgeschichte des Johannes-Prologs, des Philipperhymnus, der Bergpredigt und des Karfreitags im Werk der Philosophen. Tilliette tut dies, indem er im wesentlichen mit einer Fülle kurzer Porträts einzelner Denker ein „Bündel konvergierender Beweise in Richtung auf eine

– zumindest partielle – philosophische Christologie“ zusammenträgt (278). Vor allem idealistische Philosophen, aber auch eine Reihe unbekannter Autoren mit bemerkenswerten religionsphilosophischen Ansätzen werden mehr präsentiert als kritisiert. Tilliettes systematisch weitreichendste These lautet, daß der Kreuzungspunkt zwischen dem Absoluten und dem Endlichen im Bewußtsein Christi zu finden ist. Die paulinische Argumentation zum Theologumenon der Auferstehung überbietend, spekuliert er über das Selbstbewußtsein Jesu: „Wenn er Gott war, ohne es zu wissen, haben wir uns geirrt, sind wir Opfer einer Illusion, ist unser Glaube vergeblich“ (132). Zwar weiß Tilliette auch um die Probleme

matik christlicher Philosophie und nimmt die notwendigen Unterscheidungen vor, um den von Philosophen wie von Theologen erhobenen Vorwurf einer Vereinnahmung der eigenen Position abzuweisen. Weder solle Christus zu einer Idee „sublimiert“ werden, noch dürfe Jesus zu einem religiösen Genie und damit zu einem Christus ohne Christologie stilisiert werden. Trotzdem bleibt nach der Lektüre des – von Jörg Disse gut übertragenen – Werks mit seiner zum Teil ungewöhnlich metaphorischen Sprache die Frage offen, inwieweit heute das Konzept einer philosophischen Christologie innerhalb der Philosophie, aber auch innerhalb der systematischen Theologie, tragfähig ist. S. O.

Zeitschriften

Heiner Keupp, *Visionen einer Bürgergesellschaft*. In: *Caritas* Jg. 100 Heft 1 (1999), S. 18–30.

Entschieden wendet sich der Münchner Sozialpsychologe gegen die vielfach erhobene Klage, die Bereitschaft zu Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement nehme in Deutschland ab und belegt dies mit einer Fülle einschlägiger empirischer Studien. Dabei widerspricht er zunächst den Theorien, die zunehmende gesellschaftliche Individualisierung mit dem pauschalen Abbau von Solidarbeziehungen gleichsetzen. Das moderne Individuum sei kein Einsiedlerkrebs. Allerdings entstehe ein neuer Typus von Solidarität und Sozialbeziehungen, die im Vergleich zu traditionellen Formen zwangloser, vielseitiger, zeitlich und sachlich eingegrenzter sind. Damit veränderten sich aber auch die Motive und Handlungsformen freiwilligen sozialen Engagements; den Begriff des Ehrenamtes lehnt der Autor als unspezifisch ge-

worden ab. Allerdings fordere dieses nicht unbeträchtliche Potential freiwilligen sozialen Engagements auch die Entwicklung gesellschaftlicher Aktionsfelder. Die notwendige gesellschaftliche und politische Debatte dazu aber werde dadurch behindert, daß in der gegenwärtigen Auseinandersetzung über die Umbruchprozesse der Industrie- und Arbeitsgesellschaft das soziale Kapital chronisch unterbewertet werde. Der gemeinnützige Bereich als dritte Säule zwischen Markt und Staat müsse endlich ernst genommen werden.

Michael Nüchtern: „Das neue Christentum ist gerade das alte.“ *Religion als Romanstoff bei Fontane*. In: *Zeitschrift für Theologie und Kirche* Jg. 95 Heft 4 (Dezember 1998) S. 517–535.

In den Romanen von Theodor Fontane gehören (normalerweise evangelische) Pfarrer zum Stammpersonal. Seine Figuren sprechen häufig auch über Religiös-Kirchliches und lassen dabei das breite Spektrum des späten 19. Jahrhunderts erkennen. Nüchtern möchte mit seinen Überlegungen zur

Religion als Romanstoff bei Fontane der These entgegenreten, dessen Werk dokumentiere die fortschreitende Säkularisierung. Demgegenüber weist er auf Szenen und Personen Fontanes hin, in bzw. bei denen es zu einer Neuentdeckung der Religion kommt. Der Durchgang durch individuelle Krisen könne bei Fontane zu neu entdecktem religiösem Sinn führen, wobei die neu entdeckte religiöse Geborgenheit keine „Rückkehr in ein starres dogmatisches Gehäuse“ sei. Nüchtern macht darauf aufmerksam, daß die Religion in Fontanes Romanen gemäß dem allgemeinen Erzählprinzip behandelt wird, wonach Extreme abgewiesen werden und die erwünschte Mitte als unausgesprochene in der Schwebe bleibt: „Die Figuren Fontanes erfahren religiösen Trost nicht durch die richtige amtlich-kirchliche Lehre, aber auch nicht gänzlich ohne Elemente der traditionellen Lehre. Die Extrempositionen würden alles verderben.“ Fast überall, wo Fontane Zukunft andeute, spiele auch Religion eine Rolle (man denke an den „Stechlin“); gerade das Schillern des Religiösen mache es für den Dichter interessant.